



XIX.

Am nächsten Morgen traf ich in Wien ein. Oft im Leben schon war ich in dieser und in anderen Großstädten angekommen, und die Fahrt vom Bahnhofe ins Hotel hatte mir meist einen heiteren Eindruck gemacht. Die Erwartung des hier zu gewärtigenden Vergnügens, der Gedanke an die interessanten Menschen, denen ich begegnen würde, und an die interessanten Erlebnisse, die voraussichtlich meinen Aufenthalt füllen sollten, dazu das rege Straßenleben, das da an mir vorbeislog: die breiten Straßen, Paläste, Monumente, die reichen Ausschmückungen der Ladenfenster; alles dies pfl egte mich in eine genießende Stimmung zu versetzen.

Anderz diesmal. Wohl eine Folge meiner in der letzten Zeit so intensiv betriebenen Beschäftigung mit dem Begriffe Dual'. Meine Sinne, mein Fassungsvermögen für diese Kategorie der Erscheinungen haben sich durch die Übung geschärft — ich bin für alles Quälende empfänglicher, für das Erfreuende stumpfer geworden. Das Straßengetriebe kam mir auf einmal entsetzlich trübe und häßlich vor. Freilich das schlechte Wetter — es regnete — und die Morgenstunden halfen diesen Eindruck vermehren.

Um sieben Uhr früh ist in der großen Stadt noch alles

Reiche, Genießende, Glänzende in Schlaf, und nur was da ‚mühsam und beladen‘ und arm und jämmerlich ist, das ist schon auf seiner Treitmühle thätig. Was sieht man da? Die Milchwägelchen mit vorgespannten, schmerzlich bellenden Hunden; schwere Fuhrwerke, steinbeladen; ein Regiment, das zum Exerzieren ausrückt; Fleischervagen mit ihrer kläglichen Fracht festgebundener Kälber; Reihen aufgestellter Einspanner, deren magere Pferde die Köpfe beinahe bis zum Boden hängen lassen; schlecht gekleidete, schmutzige, geschäftig eilende Menschen . . .

Ich lehnte in meinem Wagen zurück und wollte nicht mehr auf die Straße sehen, aber der Gedanke ließ mich nicht los: **Morgenstunde — Stunde der Qualen.** Jetzt ist die Zeit, wo in Schlachthäusern am lebhaftesten gearbeitet wird; jetzt werden die schweren Holz- und Steinladungen geschleppt; jetzt müssen alle Tagelöhner aus ihrem Schlaf sich reißen, um an ihr mühsames Einerlei zu eilen; jetzt wirft um arme, verirrte Hunde, die die ganze Nacht angstvoll ihren Herrn gesucht, der Wafentnecht die Schlinge; jetzt wird auch, falls eine Hinrichtung stattfinden soll, der Verurtheilte zum Richtplatz geführt . . .

Traurige, düstere, hoffnungsarme Welt . . . ach, da müssen wir ein wenig Licht und Trost hineinbringen, soviel wir nur können! Langsam — aber endlich muß sich doch das Gebet nach Hilfe und Erlösung erfüllen, das schon jahrtausendlang der leidenden Kreatur sich entringt, wenn nur jener Gott den wir im Herzen tragen, anfängt, sich zu erbarmen, wenn nur endlich der Mensch — jeder, der es kann, und überall und immer, wo er es kann — erfüllt, was Goethe ihm zugerufen hat: ‚Edel sei, hilfreich und gut!‘ Doch zum Glück, noch andere Kräfte, als die noch so seltene, so vielfach in Eigennuß und Stumpfheit erstickte Menschengüte, arbeiten an der — Entquälung der Welt. Was die Technik

erringt, das räumt die erschöpfenden Mühen weg. Immer mehr und mehr wird die Maschine dem Arbeiter die Plagen abnehmen und den Tieren auch die Ueberanstrengung ersparen. Nicht der Tierschutzverein, nicht der mitleidiger gewordene Fuhrmann werden das Zugpferd so sicher von Sieben befreien, als der Automobilwagen, der die ganze Existenz — die Sammerexistenz — des Zugpferdes aufheben wird.